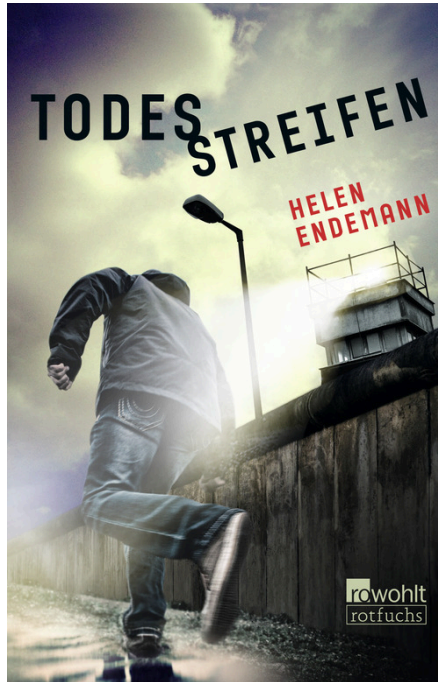


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-21841-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Helen Endemann

Todesstreifen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, September 2019
Covergestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Coverabbildung Hayden Verry/Arcangel; southerlycourse/iStock;
Chau Cuong Lê/Plainpicture; Mohamad Itani/Trevillion Images
Foto der Autorin ((Klappe)): privat
Lektorat Christiane Steen
Satz aus der Mercury
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-21841-5

1. In Feindesland

Ben

Die Schubkarre hält mit einem Ruck an. Eine Tür quietscht leise in den Angeln.

«Los, aufstehen.» Der Stimme nach ist es dieser Peter. Jemand zieht mich hoch. Als ich stehe, werden mir die Fußfesseln gelöst.

«Aber nicht wieder strampeln», sagt eine unbekannte Stimme dicht an meinem Ohr. Das muss der Junge sein, der vorhin aus dem Gebüsch gekommen ist. Mir läuft die Gänsehaut vom Nacken in die Haarspitzen und an den Armen runter. Was ich eben im Bruchteil einer Sekunde gesehen habe, kann überhaupt nicht wahr sein. Ich drehe meinen Kopf nach der Stimme um, aber natürlich erkenne ich durch den Sack über meinem Kopf nichts. Es quietscht wieder, und ein Schlüssel dreht sich im Schloss. Unter dem Sack wird es stockdunkel.

«Also, Kleiner.» Die Stimme wieder. «Wir lösen jetzt das Tuch von deinem Mund und nehmen den Sack weg. Aber wenn du schreist oder Quatsch machst, kommt das gleich wieder drauf, klar?»

«Klar?»

Ich nicke. Nach einigem Ruckeln lockert sich das Band um meinen Kopf, und ich spüre, wie sie den Sack lüften.

Ich bin in einem kleinen, dunklen Holzschuppen mit drei Jungen, von denen einer aussieht wie ich. Und zwar ganz genauso wie ich: rotblonde, volle und leicht krause Haare, Sommersprossen, blaue Augen. Augenbrauen, Kinn, alles wie bei mir und trotzdem so fremd, wie man nur sein kann. Der Junge sitzt auf einer Kiste und mustert mich ebenfalls.

«Ziemlich gut, was?» Er fährt sich durch die Haare und sieht zu den Jungen, die sich mir als Klaus und Peter vorgestellt haben.

Klaus nickt. Peter macht «hm».

«Okay, Kleiner.» Das «Kleiner» macht mich wahnsinnig. «Folgendes: Ich brauche deine Klamotten. Trikot, Hose, Strümpfe, Schuhe. Unterhose kannst du behalten. Dafür kriegst du meine Sachen.» Er zieht an seinem T-Shirt. «Meinst du, das kriegen wir hin?»

«Warum?» Meine Stimme klingt weinerlich. Ich räuspere mich. Der Überfall und jetzt diese drei gegen mich in der kleinen Hütte – ich habe Angst. Die Vorstellung, mich vor denen auszuziehen, ist unerträglich.

«Das ist jetzt nicht so wichtig.» Der Junge zieht sich das T-Shirt über den Kopf. Sein Oberkörper ist breiter als meiner, und Bizeps und Trizeps wölben sich deutlich sichtbar an seinen Oberarmen. «Die Sache ist ganz einfach: Du gibst mir deine Sachen, und mit ein bisschen Glück bist du heute Abend schon wieder zu Hause.»

Ich rühre mich nicht.

«Oder müssen wir dich ausziehen, wie ein Baby?» Er tritt noch näher an mich heran, sodass ich die Wärme, die sein Körper abstrahlt, auf meiner Haut spüre. Peter und Klaus stehen mit verschränkten Armen neben ihm.

«Ich verstehe nicht, warum.» Ich flüstere, keine Ahnung, wieso. Der Junge sieht aus wie ich. Er will meine Sachen anziehen. Er will so aussehen wie ich. Aber wieso?

«Kleiner. Benjamin.» Ich kann seinen Atem riechen, er riecht nach Pfefferminztee. «Wenn wir dich zwingen müssen, wird es hässlich. Keiner will dir weh tun. Du brauchst nur die Sachen auszuziehen, und heute Abend ist der Spuk vorbei.»

Er sieht mir in die Augen, als könnte er bis in den letzten Winkel meiner Seele sehen. Der Junge ist mir so unheimlich wie ein Geist. Ich greife nach dem Saum meines T-Shirts und fange an, es mir über den Kopf zu ziehen.

«Na also.» Alle rücken ein Stück von mir weg, um mir Platz zu machen. Der Junge nimmt mir das Shirt ab, dreht es wieder auf rechts und zieht es sich über, während ich mei-

ne schwarzen Läufershorts ausziehe. Klaus reicht mir das T-Shirt des Jungen. Ich schwanke einen Moment zwischen dem Widerwillen, in den Geruch seiner Kleidung einzutauchen, und der Peinlichkeit, in Unterhose vor diesen fremden Jungen zu stehen. Ich ziehe das Shirt über und nehme die Shorts entgegen, die Klaus mir hinhält.

Der Junge nimmt meine Socken in die Hand, riecht daran und rümpft die Nase. Da steigen mir vor Wut Tränen in die Augen, die ich nur mühsam zurückhalten kann. Als ob ich seine Socken anziehen will! Er schlüpft in meine Nikes und runzelt die Stirn.

«Passen die?», fragt Klaus.

«Sind 'n bisschen klein.» Der Junge bindet die Schuhe zu.

«Da musste jetzt durch», sagt Peter.

Ich setze mich auf die Kiste, auf der der Junge vorher gesessen hat, um mir seine Schuhe anzuziehen. Sie sind mir ungefähr eine Größe zu groß. Außerdem sind sie ziemlich abgelaufen und viel unbequemer als meine. Sind die vielleicht nur scharf auf West-Kleidung?, schießt es mir durch den Kopf. Aber würden sie dafür zu dritt jemanden überfallen?

«Hör zu.» Der Junge ist jetzt fertig angezogen und geht in die Hocke, das Gesicht direkt vor meinem. «Du bleibst jetzt ein Weilchen hier. Sa... äh, Peter und Klaus lassen dich in ...» Er sieht auf seine Armbanduhr.

«Die Uhr», sagt Peter.

«Gut mitgedacht», murmelt der Junge und zieht seine Armbanduhr aus. «Deine Uhr, bitte.»

Ich starre ihn an und rühre mich nicht. Die Uhr war ein Geburtstagsgeschenk.

«Du kriegst sie wieder, versprochen.» Der Junge hält mir seine hässliche Opa-Uhr hin. «Sonst müssen wir dich wieder fesseln.»

«Das sollten wir sowieso», sagt Peter. «Nicht dass er hier randaliert und jemand ihn hört.»

Ich sehe panisch von dem Jungen zu Peter. Meine drei Kidnapper rücken auf mich zu, und Peter greift nach meinen Armen. Ich wehre mich, aber sie halten mich zu dritt fest, und Klaus bindet mir die Arme hinter dem Rücken zusammen.

«Hilfe!», schreie ich, so laut ich kann.

«Das Tuch!», ruft der Junge und sieht sich nach Peter um, während er mich festhält. Peter bindet mir mit dem Tuch den Mund so fest zu, dass es weh tut.

«Ist das nicht ein bisschen fest?», fragt Klaus.

«Das lockert sich ja mit der Zeit», sagt Peter.

Der Junge entwindet meinem gefesselten Arm die Uhr und legt sie sich an. Dann drückt er mich wieder auf die Kiste und hockt sich vor mich.

«Tut mir leid, dass das sein musste. Wir wollen dir gar nichts tun. Also noch mal: Peter und Klaus holen dich heute Abend hier raus. Ha, das reimt sich.»

Die zwei nicken mir bestätigend zu. Der Junge tätschelt meine Schulter. Dann steht er auf.

«Du musst dich beeilen», sagt Peter.

Klaus öffnet die Schuppentür, und ein Rechteck aus Sonnenlicht fällt auf den Boden des Schuppens. Meine Kidnapper gehen hinaus, und die Tür fällt zu. Ein Schlüssel dreht sich im Schloss. Mir fällt die Warnung meiner Mutter ein. Ich hätte niemals hierherkommen dürfen.

«Ben, sag den Wettkampf ab. Sag, dass du krank bist», hat meine Mutter gesagt, als meine Eltern mich gestern überraschend anriefen.

«Wieso das denn?» Mein Vater hatte mir die Anmeldung schon vor Wochen unterschrieben zurückgeschickt.

«Ich will nicht, dass du da rüberfährst, Ben.» Mamas Klang richtig besorgt.

«Warum denn nicht? Ihr habt es doch erlaubt.»

«Das hat dein Vater unterschrieben. Ich hätte nie meine Einwilligung gegeben, wenn ich gewusst hätte, dass der Wettkampf dadrüben stattfindet.»

«Wir fahren nur in den Ostteil, Mama. Abends sind wir wieder zurück im Internat. Was soll denn da schon passieren?»

«Du weißt nicht, wie es drüben ist.» Mamas Stimme klang fast verzweifelt. «Du weißt nicht, wozu die da fähig sind.»

«Ach Schatz – Ben, deine Mutter übertreibt.» Papa hatte ihr den Hörer abgenommen. «Keiner weiß von der alten Geschichte, Anna.» Das war nicht für meine Ohren bestimmt, ich musste mich anstrengen, Vater zu verstehen, er hielt anscheinend die Hand vor den Lautsprecher.

«Was für eine Geschichte?»

«Warte kurz, ich bin gleich wieder bei dir.» Ich hörte eine Weile nichts mehr, bis er sich wieder meldete: «Ben, es ist alles in Ordnung. Mama beruhigt sich wieder. Fahr du zu deinem Wettkampf und mach sie richtig nass dadrüben!»

Am Wettkampftag fuhren wir mit der U-Bahn bis Friedrichstraße. Wir standen eine ganze Weile in dem düsteren Bahnhof herum. Es gab mehrere Grenzübergänge, hatte ich gehört. Wir sollten den im Bahnhof Friedrichstraße nehmen, und von dort würde uns ein Bus abholen. Ziemlich umständlich, dass wir nicht direkt mit dem Bus hinfuhren. Aber das waren die Sicherheitsvorkehrungen, hatte Meier, unser Sportlehrer, gesagt. Letztes Jahr, als ich noch nicht am Sportinternat war, hatte sich ausgerechnet der für Olympia qualifizierte Spitzensprinter der Ost-Mannschaft im Ge-

päckraum des Busses versteckt und war so in den Westen geflohen. Darüber durften wir aber nicht reden, schon gar nicht heute. Mein Freund Andi meinte, es sei ein Wunder, dass sie die Ost-West-Jugendwettkämpfe nicht ganz abge sagt haben, aber sie wollten wohl nicht das Gesicht verlie ren. Bei einer Absage wäre eine Erklärung nötig gewesen. Und deshalb standen wir uns hier die Beine in den Bauch.

Für mich war es das erste Mal, dass ich rüber nach Ostberlin fuhr. Die meisten anderen aus dem Team waren schon einmal drüben gewesen. Ingo riss seine Witze. Mirko wippte ungeduldig in seinen Turnschuhen. Wenn er ner vös war, dann nur wegen des Wettkampfs, nicht wegen der Grenze.

Eine etwa drei Meter hohe Trennwand aus Metallplat ten lief quer durch die Bahnhofshalle, unterbrochen von kleinen nummerierten Türen, vor denen die Reisenden an standen. Die schmalen Türen erinnerten mich an Schwimm badkabinen, auch die gekachelten Wände und die Neonröh ren an der Decke ließen das Ganze wie ein umgebautes Schwimmbad aussehen. Wir schoben uns Meter für Meter auf die Türen zu. Ich hielt meinen Pass in der Hand, wünsch te mir, endlich an der Reihe zu sein, und hatte gleichzeitig Mamas Warnung im Ohr.

Nach dem Zweiten Weltkrieg haben die Siegermächte Deutschland besetzt und in vier Sektoren aufgeteilt. Wir, also Nazi-Deutschland, hatten den Krieg angefangen - zur Strafe dafür oder weil keiner nachgeben wollte, hat man uns schließlich in zwei Teile geteilt. Westdeutschland, wo ich aufgewachsen bin, gehörte zu den Westmächten, Eng land, Frankreich und den USA. Der andere Teil ging an die Sowjetunion, also an Russland und noch ein paar Ostblock staaten. Aber das war noch nicht kompliziert genug: Berlin als Hauptstadt lag mitten im Ostteil, aber die westlichen Alliierten wollten Berlin behalten, was für die Russen nicht

in Frage kam. Also wurde Berlin auch noch mal in der Mitte geteilt, und seither liegt Westberlin wie eine kleine Insel im großen Ostteil Deutschlands, der Deutschen Demokratischen Republik. Auf dieser Insel lebe ich seit einem Dreivierteljahr, seit ich ins Sportinternat gekommen bin.

Wer dran war, verschwand hinter einer schmalen Holztür. Was dahinter passierte, war von hier aus nicht zu sehen. Jetzt standen nur noch Ingo und Paul vor mir in der Reihe. Als die Tür für Ingo aufging, sah ich durch den Spalt ein winziges Kämmerchen und eine weitere Tür. Jetzt noch Paul. Und dann ich.

Den Krieg habe ich nicht miterlebt. Auch meine Eltern waren damals im Krieg noch sehr kleine Kinder. Für mich war es bisher völlig normal, in einem geteilten Land aufzuwachsen. Ich habe mir nie Gedanken darüber gemacht. Erst hier, auf dieser Hauptstadtinsel, kam es mir seltsam vor, dass manche Straßen in einer Sackgasse endeten, die eine Mauer abschloss, dahinter ein Niemandsland, eine neue Mauer und dann die DDR. Bürger der DDR dürfen nicht nach Westdeutschland reisen, auch nicht nach Westberlin. Die Mauer versperrt ihnen den Weg. Aber wir Westdeutschen dürfen in den Osten reisen. So wie heute, als Gäste der DDR-Leistungssportkommission.

Ich spürte ein Knie in meiner Kniekehle. «Du bist dran.» Jörg schnaubte mir seinen Atem in den Nacken. Ich stolperte zwei Schritte nach vorne und trat in die Kabine ein. Die Tür ging hinter mir zu, und ich war wie in einer Besenkammer eingeschlossen, zusammen mit einem streng blickenden Grenzbeamten, von dem mich eine Barriere aus Holz trennte.

«Reisedokumente.»

Ich gab ihm den Pass, den ich seit einer halben Stunde für diesen Moment in meiner Hand gehalten hatte, und wischte mir die schweißnasse Hand an der Hose ab.

«Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportfest?»

Ich nickte. Er hielt mir den Pass hin und sah auf die andere Tür. Ich nahm den Ausweis und ging zögernd über die Schwelle nach draußen. Die Tür fiel hinter mir zu. Jetzt war ich drüben. Ich ging durch einen gekachelten Gang, an dessen Ende die anderen schon warteten. Als unsere Gruppe komplett war, führte Meier uns aus dem Bahnhof hinaus auf die Straße.

Draußen schien die Sonne. Meine Augen brauchten einen Augenblick, um sich nach dem finsternen Bahnhofsgebäude wieder an das Licht zu gewöhnen. Alles sah hier einen Tick anders aus als bei uns. Ich versuchte zu erkennen, woran das lag. Es lag etwas Altmodisches in der Luft. Die Schriftzüge an den Gebäuden fielen mir auf. Über dem Bahnhofsgebäude hing ein großes Plakat mit der Aufschrift: «Für unverbrüchliche Freundschaft mit der Sowjetunion!» Hier sah es aus wie auf Fotos aus dem Krieg oder der Zeit davor. Und die Autos! Auf jeden Fall waren es weniger als bei uns. Modelle, die ich noch nie gesehen hatte. Eckig. In Pastell- oder Brauntönen. Irgendwie sahen sie alle aus wie Oldtimer, so eckig, ein bisschen wie Ami-Schlitten, aber viel kleiner. Ich versuchte, die Menschen zu betrachten, aber jetzt drängelte Meier. «Dadrüben wartet der Bus, nun macht schon.» Wir kamen an einem Gebäude vorbei, das größtenteils aus Glas bestand und wie ein heller Fremdkörper an dem dunklen Bahnhofsgebäude klebte.

«Das ist der Tränenpalast», raunte mir ein Junge aus unserer Wettkampfgruppe zu, ich glaube, er hieß Olaf.

«Wieso heißt er so?»

«Da verabschieden sich die Ostdeutschen von den Ausreisenden.»

«Wie denn ‹Ausreisende›, ich denke, die dürfen gar nicht raus?»

«Westdeutsche, die ihre Verwandten im Osten besuchen und dann wieder zurückfahren.» Wir waren jetzt am Bus. «Und manche dürfen auch ausreisen.»

«Echt?»

«Ja, aber dann können sie nie wieder zurück.»

«Nicht mal zu Besuch?»

Aber Olaf war schon mit zwei großen Schritten in den Bus gestiegen und hörte mich nicht mehr.

Ich stieg auch ein. Von meinem Platz aus blickte ich noch einmal zu dem Glasbau hinüber. Ob da wohl gerade eine Familie Abschied nahm? Ich stellte mir vor, ich müsste meinen Eltern für immer Lebewohl sagen. Müsste sie in einem Land zurücklassen, aus dem sie niemals ausreisen dürften und in das ich nie wieder zurückkehren durfte. Was waren das für Menschen, die ausreisten? Und wieso durften sie das Land verlassen und die anderen nicht? Ich sah mich nach Olaf um, aber er saß vier Reihen hinter mir.

«Was ist deine Bestzeit auf 100 Meter?» Der Junge, der sich auf den Sitz neben mir fallen gelassen hatte, musterte mich. Wir waren ungefähr gleich groß. Er zappelte unruhig auf seinem Sitz herum, als wollte er gleich losrennen.

«Ich bin Crossläufer», sagte ich und lehnte mich in den Sitz, als der Bus langsam losfuhr.

Auf dem Sportgelände wimmelte es von Menschen. Es gab mehrere Sportplätze, zwei Stadien, zwei Fußballplätze, Tennisplätze. Das riesige Areal war von hohen Bäumen umgeben. Zwischen den Plätzen schlängelten sich Asphaltwege mit Bänken hier und da. Zelte und Bierbänke waren

für den Wettkampf aufgebaut worden. Meier führte uns zu einem Zelt, in dem wir unsere Sachen abstellten und uns umzogen. Dann trafen wir die Ost-Mannschaft. Das Ganze sollte nicht nur ein Wettkampf sein, sondern auch eine Art «Völkerverständigung», hatte Meier uns schon zu Hause erklärt, als wir Fotos für die Anmeldung gemacht haben. Schon komisch, dass wir eine Völkerverständigung brauchten, wo wir doch die gleiche Sprache sprachen, ja, eigentlich mal ein Volk waren. Außerdem hatte die DDR die Mauer bauen lassen und nicht wir, und jetzt luden sie uns zu einer «Völkerverständigung» ein.

Jedenfalls standen wir uns als Mannschaften peinlich berührt gegenüber, während Meier mit dem Ost-Trainer Hände schüttelte und beteuerte, wie herrlich und bedeutend dieser Tag sei, welche Ehre, dass wir eingeladen waren, Welch ein prächtiger Sportpark, blablabla. Schließlich klatschte der Trainer in die Hände und sagte: «So, na dann zeigt doch unseren Gästen mal das Gelände, die Wurfanlage und so. Lauft euch gleich warm, hopp, hopp.» Langsam setzten sich alle in Bewegung.

«Für welche Disziplinen bist du angemeldet?» Ein Junge, etwas kleiner als ich, aber stämmig, mit muskulösen Armen und Beinen, lief neben mir.

«800 Meter und Crosslauf», antwortete ich. «Und du?»

Er hieß Klaus, sagte er, und war wie ich Langstreckenläufer. Wir liefen in lockerem Trab eine Bahn.

«Warst du letztes Jahr schon dabei?», wollte Klaus wissen.

Ich erzählte ihm, dass ich erst seit letztem Herbst auf dem Sportinternat bin.

«Und wo warst du vorher?»

«Auf einer ganz normalen Schule in Hamburg.»

«Aber wo hast du trainiert?»

«Im Verein.»

Ich hatte das Gefühl, dass er mich abschätzig ansah. Ich erinnerte mich daran, wie die Älteren erzählt hatten, dass die Ostdeutschen immer haushoch gegen uns gewannen, weil sie schon vom Kindergarten an nichts anderes taten, als zu trainieren.

Der 800-Meter-Lauf fand um 11 Uhr statt. Klaus lief auch mit und noch ein Freund von ihm, Peter. Sie stellten sich rechts und links von mir auf. Ich sah rüber zu Olaf und Thomas aus meiner Schule, die ein paar Bahnen weiter mit uns starteten. Irgendwie war ich nervöser als sonst bei einem Wettkampf. Ich stellte mich abwechselnd mit den Füßen auf die Zehenspitzen und versuchte, mich auf den Lauf zu konzentrieren. Ich war in meiner Klasse der einzige Leichtathlet, die anderen waren Turner oder Schwimmer. Die anderen Wettkampfteilnehmer aus unserer Schule kannte ich vom Training, aber sie waren aus anderen Jahrgängen. Es gab hier keinen, dessen Leistung ich einschätzen und an dem ich mich orientieren konnte. Vielleicht war ich deshalb so nervös.

Jetzt kam die Ansage. «Achtung, fertig -» Die Pistole knallte, und ich rannte los. Es war heiß. Die Bahn vor mir flimmerte im Sonnenlicht. Ich beschloss, volles Tempo zu geben, um auf keinen Fall ins Hintertreffen zu geraten. Klaus fiel bald zurück, aber Peter klebte an meiner Seite. Ich hörte ihn atmen. Neben uns zog ein großer Blonder auf der Innenbahn vorbei. Weiter vorne lief Thomas, aber der war sowieso älter und größer als ich. Ich guckte mir den Blonden als Zugpferd aus und versuchte, den Abstand zu ihm möglichst gering zu halten. Ich lief schneller. Er hatte längere Beine als ich, das war sein Vorteil. Aber meine Beine liefen jetzt wie von selbst.

Diesen Zustand liebe ich. Ich glaube, manchmal trainiere ich nur weiter, um in dieses Von-selber-Laufen reinzukommen. Da ist es ganz egal, was um dich herum passiert, du kriegst es gar nicht mit. Du bist nur Beine und schwere-

loser Körper und hast das Gefühl, du kannst jetzt ewig so weiterlaufen, einmal um die ganze Welt.

Kurz vor der Ziellinie sah ich Peter nicht mal mehr aus den Augenwinkeln, ich hatte ihn abgehängt. Meier nickte zufrieden, als ich als Dritter nach Thomas und dem Blondem ins Ziel lief, und Olaf, der Vierte wurde, klopfte mir auf die Schulter. Peter kam neben mir zum Stehen und beugte sich keuchend runter.

«Nicht schlecht», sagte er, als er mit rotem Kopf wieder nach oben kam, und musterte mich mit einem Blick, dem ich nicht entnehmen konnte, ob er sauer war oder ob er mir den Sieg gönnte.

«Hast dich ganz schön anpinkeln lassen von unserem West-Gast.» Klaus schlug Peter grinsend auf den Rücken. Spätestens jetzt war Peter sauer, er sah Klaus böse an.

«Lass uns Mittagessen gehen.» Klaus legte den Arm auf meinen Rücken. Ich wollte eigentlich mit den Leuten aus meiner Schule essen. Aber als ich mich nach Olaf und Thomas umsah, waren sie schon ein ganzes Stück weg. Und ob die überhaupt Wert auf meine Gesellschaft legten, wusste ich nicht. Also ging ich mit meinen neuen Ost-Freunden zu einer Essensstation, auch wenn Peter immer noch finster guckte, als wir uns mit einem Teller Erbseneintopf einen freien Tisch suchten.

«Zu Ehren der West-Gäste gibt es sogar Jagdwurst im Eintopf.» Klaus schaufelte sich zufrieden sein Essen in den Mund.

«Wie ist deine Schule so, erzähl mal», fragte Klaus und tunkte sein Brötchen in die Suppe.

«Wie soll die schon sein?» Ich zuckte mit den Schultern. «Ein Sportinternat halt.»

«Wie sieht dein Trainingsplan aus, wann müsst ihr aufstehen, wie lang habt ihr Schule ...» Peter und Klaus bombardierten mich mit Fragen, und ich erzählte ihnen, was sie wissen wollten. Die letzten Löffel meiner Suppe wurden

kalt, so viel redete ich. Ihre Fragen machten mich neugierig auf Klaus' und Peters Schule, aber als ich danach fragen wollte, sah Peter auf die Uhr. «Du solltest dir die Strecke vom Crosslauf angucken, bevor es nachher ernst wird.»

Das stimmte. Plötzlich lag mir die Suppe schwer im Magen. Ich hätte eine kleinere Portion nehmen sollen. Der Crosslauf war um drei, es waren nur noch anderthalb Stunden bis dahin.

«Ja, lass uns die Strecke ablaufen.» Klaus stand auf, sammelte unsere Teller ein und gab sie in einem Zelt ab. Ich wunderte mich, dass Peter und Klaus mitkommen wollten, sie kannten die Strecke doch sicher längst. Ob sie den Auftrag hatten, einen West-Gast zu betreuen, und deshalb nicht von meiner Seite wichen?

«Ich will nur noch meine Jacke aus dem Zelt holen», sagte ich in der Hoffnung, die beiden loszuwerden oder wenigstens noch jemanden aus meinem Team zu finden, der mitkam. Peter und Klaus wechselten einen Blick und zuckten dann mit den Schultern.

«Klar», sagte Klaus.

Wir liefen über den Fußballplatz zu dem Zelt, in dem meine Sachen lagerten. Peter und Klaus blieben draußen stehen. Ich schlüpfte in den warmen Schatten des Zelts. Dort lagen unsere Rucksäcke und Jacken, aber außer Mirko aus der Zwölften war niemand da. Er sah kurz von einem Buch auf, als ich reinkam.

«Hi», sagte ich. Er nickte.

«Ich lauf gleich die Crosslaufstrecke ab.»

«Hm.»

«Hast du sie schon gesehen?» Zu fragen, ob er mitkommen wollte, traute ich mich nicht.

«Ist nicht meine Disziplin.»

«Ach so. Na dann.» Ich ging wieder aus dem Zelt.

«Wo ist denn deine Jacke?» Peter guckte mich an. Irgendwie kam mir sein Blick spöttisch vor.

Die Jacke hatte ich ganz vergessen. Die Sonne schien mir in die Augen, sodass ich blinzeln musste. Ich kam mir blöd vor.

«Ach, jetzt ist mir wieder warm. Ich nehm sie doch nicht mit.»

Meine neuen Freunde drehten sich um, und ich lief ihnen hinterher. Sie führten mich zu dem Wäldchen, das an den Sportplatz grenzte. In einiger Entfernung sah ich Meier mit einem Becher in der Hand am Zaun des Fußballfeldes lehnen. Ich winkte ihm zu. Normalerweise machte ich so was nicht. Das wirkte ja so, als wollte man sich einschmeicheln. Aber ich dachte, es müsste doch jemand wissen, wo ich hinging. Wir waren hier ja irgendwie in <Feindesland>, dachte ich wörtlich, aber dann sagte ich mir gleich, dass das Quatsch war. Wir waren Gäste in einem anderen Land. Aber eben nicht in einem ganz normalen Land. Jedenfalls dachte ich, es müsste doch jemand besonders auf uns aufpassen. Wir sollten nicht einfach so davonlaufen dürfen, ohne uns abzumelden.

Meier winkte zurück.

Der Weg, der ins Wäldchen führte, war schon mit einem Band abgesperrt. Das war die Startlinie. Wir stiegen darüber. Die Strecke machte einen sanften Bogen nach links und führte einige hundert Meter am Waldrand entlang. Am Wegrand wuchsen Kornblumen und Mohn. In der Sonne tanzten Mücken. Meine Begleiter, die beim Mittagessen noch so viel von mir wissen wollten, waren schweigsam geworden. Mir fiel auf einmal auch nichts mehr von dem ein, was ich sie hatte fragen wollen. Klaus sah sich alle zwanzig Meter um, als ob er nach Verfolgern Ausschau hielt. Es machte mich ganz nervös, aber ich wollte auch nicht fragen, warum er das tat. Klaus und Peter waren irgendwie komisch. Alles an ihnen kam mir anders und seltsam vor. Einerseits wollten sie mich unbedingt begleiten, andererseits schienen sie in Gedanken ganz woanders zu sein.

Ich wurde jetzt auch immer nervöser wegen des Crosslaufs und versuchte, mich auf die Strecke zu konzentrieren. Auf einer unbekanntem Strecke konnte man sich leicht überschätzen und seine Kräfte falsch einteilen. Da waren unsere Gastgeber schon mal im Vorteil. Also am Anfang ebener Kiesweg am Waldrand, vielleicht ein halber Kilometer, trichterte ich mir ein.

Der Weg führte wieder in den Wald hinein, und es folgte eine gerade Strecke, die leicht anstieg. Etwa vierhundert Meter vor uns sah ich zwei Läufer, die nach einiger Zeit aus dem Blickfeld verschwanden, wo der Weg wieder eine Kurve machte. Als wir an diese Stelle kamen, sah ich, dass der Weg vor uns zu einem Hügel anstieg, steiler als die Strecke bisher. Hier würde ich eine Menge Kraft brauchen, überlegte ich.

Klaus blickte sich schon wieder um. Wir stiegen den Hügel hoch. Im Wald roch es süß nach Honig und Harz. Es war etwas kühler, aber ich schwitzte vom Bergaufgehen. Am höchsten Punkt angelangt, schlängelte sich der Weg wieder leicht abwärts. Von den Läufern vor uns war nichts zu sehen. Der Wald wurde hier auf einer Seite dichter, es gab Unterholz und Büsche. Auf der anderen Seite waren durch die Zweige Hütten zu sehen, wie eine Schrebergartenkolonie, mit Fähnchen auf den Dächern.

«Ich muss mal pinkeln.» Peter schlug sich ein paar Schritte ins Unterholz. Ich guckte in die andere Richtung. Da raschelte es hinter mir, und ich spürte, wie jemand sich mir näherte. Ich fuhr herum und sah einen Jungen auf mich zustürzen. Ich riss die Augen auf. Wie war das möglich?

In diesem Moment packte Klaus mich von hinten und hielt meine Arme fest. Der Junge stülpte mir etwas über den Kopf, einen Sack. Ich musste von dem Staub husten und hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Ich machte den Mund auf, um zu schreien, aber der kratzige Stoff wurde mir in den Mund gepresst, als sie etwas um meinen

Kopf banden und mit einem festen Ruck an meinem Hinterkopf verknöteten. Ich versuchte, trotzdem Geräusche zu machen, und trat um mich. Da packte jemand meine Füße. Sie hielten mich einen Moment lang in der Luft, dann wurde ich auf etwas Kantiges heruntergelassen, das sich mir in den Rücken bohrte, und jemand hielt meine Beine fest, während ich um die Knöchel gefesselt wurde. Mit einem Ruck wurde ich in Bewegung gesetzt. Sie hatten mich auf eine Schubkarre gelegt, merkte ich. Es rumpelte, und mein Kopf schlug gegen den Rand der Karre. Sie mussten mich durch das Unterholz schieben, so fühlte es sich an. Ich war so erschrocken, ich hatte solche panische Angst, dass ich nicht wusste, wie man das aushalten konnte, ohne einen Herzstillstand zu bekommen. Aber ich hatte ja keine Ahnung, was man alles so aushalten kann. Noch nicht.

Ich wiege mich vor und zurück und denke, warum passiert mir das? Welches beschissene Schicksal hat bestimmt, dass sie sich gerade mich für ihren fürchterlichen Streich oder was das ist, ausgesucht haben? Aber dann dämmert mir, dass sie mich ausgesucht haben, weil ich diesem Jungen so ähnlich sehe. Weil er so aussehen will wie ich. Bis heute Abend. Aber heute Abend wird mein Bus schon abgefahren sein, wie komme ich dann zurück in den Westen?

Da kapiere ich es. Der Junge will so tun, als sei er ich, weil er in den Westen will. Er will als Ben in meinen Bus steigen und über die Grenze fahren. Mir wird heiß vor Panik. Wie komme ich hier wieder raus? Wenn der Junge meinen Rucksack und meinen Reisepass nimmt und ich in seinen Kleidern stecke, wie kann ich dann wieder ausreisen? Aber woher weiß er, welches meine Sachen sind? Einfach. Er muss nur ein bisschen trödeln, bis alle anderen ihre Ruck-

säcke und Jacken genommen haben, und die Sachen nehmen, die übrig bleiben.

Ich tigere durch die Hütte und suche eine Möglichkeit zur Flucht. Zum Glück haben sie mir die Füße nicht wieder gefesselt. Aber so sehr ich auch mit der Hand hinter meinem Rücken an der Türklinke rüttle, die Tür bleibt verschlossen. Das Fenster ist winzig und so hoch, dass ich es wegen der gefesselten Hände nicht mal zerschlagen könnte, wenn ich einen harten Gegenstand hätte. Ich versuche zu schreien oder wenigstens laute Töne durch das Tuch vor meinem Mund zu machen, aber wenn nicht zufällig jemand direkt an der Hütte vorbeiläuft, wird niemand mich hören.

Nach einer Weile setze ich mich wieder auf die Kiste. Ich sehe zu, wie das kleine Rechteck Sonnenlicht, das durch das Fenster fällt, auf dem Holzboden wandert und kleiner wird. Staubkörner schweben in der Luft. In der Hütte riecht es nach Holz und Gummi. Der Crosslauf ist sicher schon vorbei. Haben sie mich nicht am Start vermisst? Oder ist dieser Junge für mich gelaufen? Hat Peter deshalb gesagt, du musst dich beeilen? Merkt denn keiner, wenn ein falscher Ben antritt?

Dieser Junge sieht mir ähnlich, ja. Aber nicht so, wie sich eineiige Zwillinge ähnlich sehen. Es sind mehr diese markanten Merkmale, die rotblonden Haare, die Sommersprossen, die so selten sind und deshalb allen sofort auffallen. Na ja, und die Größe kommt ungefähr hin, der Körperbau – jedenfalls wenn er das T-Shirt anlässt. Seine Armmuskeln sind wirklich enorm. Er muss trainieren wie ein Bekloppter.

Beim Start sind sowieso alle nervös und achten nur auf sich selbst. Aber was, wenn er eine ganz andere Zeit läuft, als ich laufen würde? Sind Klaus und Peter deshalb mit mir die 800 Meter gelaufen, um dem Jungen sagen zu können, wie schnell ich bin? Und nach dem Crosslauf? Wird jemand merken, dass der Junge gar nicht ich ist? Meier vielleicht? Aus meiner Klasse bin ich der Einzige. Die anderen aus mei-

ner Schule kennen mich natürlich nicht so gut. Wir sehen uns nur zum Training, und bisher haben die sich nicht wirklich für den Kleinen aus der Neunten interessiert. Meier wird auch nichts merken, fürchte ich. Der hakt seine Liste ab und fertig.

Das haben die ja gut geplant. Woher wussten sie denn, wie ich aussehe? Dass ich dem Jungen so ähnlich sehe? Von dem Mannschaftsfoto, das wir gemacht haben, na klar!

Das Sonnenlicht-Rechteck ist ganz schmal geworden und verblasst immer mehr. Die Opa-Uhr, die der Junge auf der Kiste liegen lassen hat, zeigt halb sechs. Am Abend lassen sie mich raus, hat er gesagt. Und dann? Mein Bus ist weg, mein Pass: auch weg. Aber ich bin immer noch Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Spätestens im Internat werden sie mich vermissen. Der Junge kann unmöglich Andi täuschen, meinen Zimmernachbarn und einzigen Freund auf der Schule. Und dann werden sie meine Eltern verständigen, und die werden zur Polizei gehen. Und ich? Kann ich hier zur Polizei gehen? Kann man denen trauen?

Als ich die Schritte höre, kann ich nur noch an meine volle Blase denken.

«Ich muss pinkeln» ist das Erste, was ich sage, als Peter mir das Tuch gelöst hat.

«Ist ja gut.» Er macht mir auch die Hände los. Ich sehe ihn zögernd an.

«Nur zu, aber vielleicht draußen irgendwo, ja?» Er weist mit dem Kopf zur Tür. Anscheinend bin ich frei hinauszugehen. Ich trete aus der Hütte. Dann gehe ich ein paar Schritte in den Wald hinein und stelle mich hinter einen Busch. Als ich wieder zurückkomme, sehe ich in einiger Entfernung Menschen, die in ihren Schrebergärten werkeln. Es ist noch hell. Meine Kidnapper haben anscheinend gar keine Angst,

dass ich um Hilfe rufen könnte. Sie warten seelenruhig in der Hütte auf mich. Was könnte ich den Leuten denn auch sagen? Dass sie mich entführt haben? Wer würde mir das glauben?

«Und jetzt?» Ich sehe die beiden fragend an.

«Jetzt bringen wir dich nach Hause», sagt Peter.

«Wie wollt ihr das denn machen?» Waren sie jetzt verrückt geworden? Wie wollen sie mich denn über die Grenze bringen?

«Zu Marc nach Hause», sagt Klaus.

«Wer ist Marc?», frage ich.

«Der von vorhin. Dein Doppelgänger.»

«Wieso das denn?» Das ist wohl der letzte Ort, an den ich jetzt will.

«Da sind Marcs Oma und sein Vater. Denen kannst du alles erzählen.» Ich gucke ungläubig vom einen zum anderen.

«Die können dann bezeugen, dass du nicht Marc bist», sagt Klaus.

«Und mit dir zur Polizei gehen», ergänzt Peter.

«Und dann werden sie dich ausreisen lassen. Bist ja schließlich aus dem Westen. Die werden sich nicht trauen, dich hierzubehalten. Warum auch?» Klaus und Peter sehen mich erwartungsvoll an.

«Ihr habt gesagt, heute Abend bin ich wieder zu Hause.» Ich weiß selbst, wie weinerlich ich mich anhöre.

«Mit ein bisschen Glück», wiederholt Klaus Marcs Worte. «Oder halt morgen. Aber jedenfalls bald, denn wegen dir werden die sich nicht mit dem Westen anlegen.»

«Na, komm schon. Die warten zu Hause sicher schon auf dich. Also auf Marc», korrigiert sich Peter.

Das ist ja ein schöner Scheißplan. Ich beiße mir auf die Lippen, um nicht vor Enttäuschung zu heulen. Wie ein treudoofer Hund trotte ich hinter Peter und Klaus her, durch die Schrebergartenanlage, durch Straßen mit grau-brau-

nen Häuschen, die wahrscheinlich schon vor dem Krieg hier standen. Wir laufen bestimmt eine halbe Stunde durch die Straßen. Die Häuser werden größer, Mehrfamilienhäuser mit grauer Fassade, vereinzelte Geschäfte mit spärlichen und unattraktiven Schaufensterauslagen, wie der Kurzwarenladen in meinem Heimatort, in dem, seit ich denken kann, dieselben vergilbten Spitzendeckchen neben braunen, grünen und orangefarbenen Wollknäueln in der Auslage liegen und der immer geschlossen hat, wenn ich daran vorbeifahre.

Schließlich halten die beiden an einer Straßenecke an.

«Mist, was ist denn da los?» Peter hat um die Ecke gespäht und weicht zurück.

Klaus drückt sich platt an die Hauswand und wirft ebenfalls einen schnellen Blick um die Ecke.

«Was wollen die da?», flüstert er.

«Ob die schon was gemerkt haben?», fragt Peter.

Klaus zuckt mit den Schultern. Er sieht besorgt aus.

«Könnt ihr mir mal sagen, was los ist?»

Sie wechseln einen Blick, der mir nicht gefällt.

«Wir sind da. Die Nummer elf. Da wohnt Marc bei seinem Vater und seiner Oma. Du gehst da hin und erzählst ihnen alles. Oder du sagst es gleich der Polizei, die steht vorm Haus. Dann kümmern die sich um dich.» Klaus und Peter treten den Rückzug in die Richtung an, aus der wir gekommen sind.

«Und was ist mit euch? Wo wollt ihr denn hin? Ihr könnt mich doch nicht allein lassen!»

Peter kommt zurück und beugt sich nah an mein Ohr. «Wenn die uns erwischen, landen wir im Knast. Wir haben Marc geholfen, in den Westen zu fliehen. Weil die ihn ins Heim stecken wollen. Wir hauen jetzt ab. Und dir wird schon nichts passieren. Bist schließlich ein Goldjunge aus dem Westen.»

Er dreht sich um, und die beiden marschieren mit schnellen Schritten davon, biegen in eine Straße ein. In meinem Kopf wirbelt alles durcheinander. Ich spähe auch um die Ecke. Vor einem vierstöckigen Haus mit der Nummer 11 steht ein grün-weißer Wagen mit der Aufschrift «Polizei». Darin sitzen zwei Polizeibeamte. Im Hauseingang stehen ein Mann und eine Frau in Zivilkleidung. Der Mann raucht.

Jetzt stehe ich alleine hier, irgendwo in Ostberlin ohne Pass und in den Kleidern eines Jungen, der in Nummer 11 wohnt. In zwei Stunden wird die Sonne untergehen. Ich kann nicht hier stehen bleiben, so viel ist klar. Und dort, vor der Nummer 11, steht ein Polizeiwagen. Ich gebe mir einen Ruck. Langsam gehe ich auf das Haus zu.

Der Mann und die Frau im Hauseingang sehen mich und wechseln einen schnellen Blick. Der Mann wirft seine Zigarette weg. Ich zögere einen Moment zwischen Polizeiwagen und diesen Zivilbeamten, die offensichtlich auf mich warten. Da macht der Mann ein paar Schritte auf mich zu.

«Sieh mal an, da ist er ja.»

Sein Ton gefällt mir gar nicht.

«Marc Zimmer, ja?»

«Nein. Ich bin Ben. Ben Althaus.»

«Blödsinn.» Die Frau löst sich aus dem Hauseingang. «Hör auf mit den Lügengeschichten, Marc.» Sie kommt ebenfalls auf mich zu.

Ich bin sprachlos. Ich hatte mich auf eine peinliche, unangenehme Situation eingestellt, wenn ich Marcs Vater oder seiner Oma oder auch einem Polizeibeamten zu erklären versuche, was passiert ist. Aber nicht auf so einen unfreundlichen Empfang.

«Los, mitkommen!» Der Mann greift meinen Arm und zieht mich mit sich.

«Aber ich muss in die Wohnung. Ich muss mit dem Vater reden oder mit der Oma!» Ich weiß nicht, wie ich diesem

Mann klarmachen soll, dass ich in Marcs Wohnung muss, und gleichzeitig, dass ich nicht Marc bin.

«Das geht jetzt nicht.» Er führt mich zu dem Polizeiwagen, aus dem der Beifahrer ausgestiegen ist und die hintere Tür aufhält. Ich habe zu viel Angst, mich richtig gegen ihn zu wehren, mich loszureißen oder so.

«Aber ich muss mit ihnen sprechen. Bitte! Die können bezeugen, dass ich nicht Marc bin.»

«Die sind nicht in der Verfassung, irgendwas zu bezeugen, glaub mir.» Der Mann schiebt mich auf die Rückbank und knallt die Tür hinter mir zu. Zu dem Polizeibeamten sagt er: «Kann losgehen.»

Der Polizist steigt ein. Der Fahrer dreht sich zu mir um.

«Keine Mätzchen, klar? Sonst müssen wir dir Handschellen anlegen.» Er hat einen Schnauzbart und sieht normalerweise sicher ganz gemütlich aus, aber er mustert mich misstrauisch.

«Wohin bringen Sie mich?» Meine Stimme klingt längst nicht so sicher, wie sie klingen sollte.

Der Fahrer lässt den Wagen an und fährt los.

«Wohin fahren wir?», frage ich noch einmal.

«Das wirst du schon sehen.» Der Beifahrer dreht sich gar nicht um.

Ich kann nicht fassen, was mit mir passiert. Wieso reden die so mit mir? Dann fällt mir ein, dass sie mich ja für Marc halten. Auf ihn haben sie gewartet, und er hat anscheinend etwas ausgefressen, weshalb sie jetzt so unfreundlich sind.

«Ich bin gekidnappt worden! Das ist eine Verwechslung.» Ich beuge mich vor und stütze meine Hände an die Rücklehnen der Vordersitze.

«Was?» Jetzt dreht der Beifahrer sich doch zu mir um. Seine kleinen Augen sehen mich durch die runde Brille lauernd an.

«Marc und seine Freunde haben mich überfallen, als ich auf dem Sportfest war. Er hat meine Kleider angezogen und

meinen Pass genommen und ist damit in den Westen geflüchtet. Und ich muss jetzt irgendwie nach Hause kommen. Bitte rufen Sie meine Eltern an.»

Der Beifahrer dreht sich wieder nach vorne. «Hast du schon mal so eine rotzfreche Lügengeschichte gehört?», fragt er seinen Kollegen.

Der schüttelt den Kopf. «Na, das werden sie ihm schon austreiben, da, wo er jetzt hinkommt.»

«Wo bringen Sie mich hin?»

«Klappe halten!» Der Beifahrer fährt herum. Sein Gesicht ist verzerrt vor Zorn, über die blasse Stirn läuft eine rote Linie. «Und setz dich ordentlich hin, sonst gibt's was aufs Maul.»

Ich sage kein Wort mehr. Ich sehe aus dem Fenster und hoffe, dass der Fahrer meine Tränen nicht im Rückspiegel sehen kann.

Nach einer endlosen Fahrt aus der Stadt raus und über Landstraßen fährt der Wagen durch einen kleinen Ort und biegt in eine schmale Straße ein. Die Straße mündet in eine Toreinfahrt, durch die wir durchfahren. Der Wagen hält vor einem großen Gebäude, das sicher einmal ein herrschaftlicher Gutshof gewesen ist, jetzt aber heruntergekommen aussieht. Der große Hof liegt leer und verlassen da. Selbst im warmen Licht der untergehenden Sonne wirkt das Haus finster und abweisend. Das ist jedenfalls keine Polizeistation und ganz sicher nicht die westdeutsche Botschaft.

Der Beifahrer steigt aus und öffnet meine Tür.

«Aussteigen!», schnauzt er mich an, als ich zögere.

Ich steige aus dem Wagen. Er geht mit schnellen Schritten auf die große Eingangstür zu. Ich trotte hinterher.

Die Tür wird von einem etwa vierzigjährigen Mann mit braunen Haaren und grau-braunem Bart geöffnet.

«Jugendlicher Zimmer im Auftrag der Jugendhilfe überstellt.» Der Polizist hält dem Mann eine braune Aktenmappe hin.

«Danke, ich übernehme hier.» Der Mann nimmt die Mappe entgegen und nickt dem Polizisten zu, der kehrtmacht und zurück zum Auto geht.

«Komm rein», sagt der Mann und macht eine einladende Geste. Dabei lächelt er. Ich trete einen Schritt vor, und die schwere Tür fällt hinter mir ins Schloss.

«Ich bin der Heimleiter, Herr Oswald.» Er führt mich durch den Eingangsbereich in ein kleines Büro, wo ich mich setzen soll. Er lässt sich mir gegenüber am Schreibtisch nieder, nimmt eine Brille, die dort liegt, setzt sie auf und blättert in der Akte.

«Das mit deinem Vater und deiner Oma tut mir leid.»

«Wieso, was meinen Sie denn?»

Er sieht mich über den Rand der Brille hinweg an. «Haben sie dir das nicht erzählt?»

Ich schüttele den Kopf.

«Dein Vater hat versucht sich umzubringen.» Sein Blick ruht auf mir, und mir ist klar, dass er meine Reaktion auf diese Nachricht beobachten will. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Um ganz ehrlich zu sein, ist es mir in diesem Moment egal, was mit Marcs Vater ist, außer dass mich das offenbar in diese Lage gebracht hat.

«Aber er lebt noch?», frage ich schließlich. Das ist wichtig, er muss ja bezeugen, dass ich nicht Marc bin.

Herr Oswald nickt. «Er liegt im Krankenhaus.»

«Und die Oma?» Die kann schließlich auch für mich aussagen.

«Sie hat sich verletzt, als sie deinen Vater aus der Wohnung ziehen wollte. Ist gestürzt und hat sich die Hüfte angebrochen.» Das liest er offenbar in der Akte, die er vor sich liegen hat. «Sie liegt auch im Krankenhaus. Deshalb hat die

Jugendhilfe dich hierhergebracht.» Er nimmt die Brille ab und beugt sich noch etwas näher zu mir.

«Aber ich denke, du weißt, dass es sowieso so gekommen wäre.» Er sieht mich forschend an.

«Wieso?» Ich bin verwirrt.

Er blättert in der Akte herum. «Aufsässiges Verhalten, westliche Propaganda in der Schule, mangelnde Erziehung im Elternhaus, der Vater depressiv, die Oma überfordert ... Frau Michalski von der Jugendhilfe hatte ja schon mehrmals Kontakt mit deiner Familie.»

Dieses Gespräch läuft in eine völlig falsche Richtung.

«Herr Oswald?»

«Bitte?» Er sieht jetzt irritiert aus. Ich habe ihn unterbrochen.

«Das ist ein Missverständnis.»

«Aha?»

«Ich bin gar nicht Marc Zimmer.»

Er sieht mich nur an.

«Ich heiße Ben Althaus. Ich bin aus dem Westen. Ich war heute mit der Schule auf dem Sportfest auf dem Friedrich-Jahn-Sportplatz. Und dieser Marc und seine Freunde, die haben mich überfallen und mir meine Kleidung und meinen Pass weggenommen. Marc wollte damit in den Westen fliehen. Er hat sich als ich ausgegeben. Er sieht mir wirklich sehr ähnlich.»

Oswald lehnt sich jetzt in seinem Stuhl zurück.

«Dann haben sie mich zum Haus von Marcs Oma gebracht. Peter und Klaus. Marcs Freunde. Und da hat die Polizei schon auf mich gewartet. Also auf Marc.»

Oswald nimmt einen Stift und notiert etwas auf einem Blatt.

«Hast du getrunken?», fragt er dann.

«Was?»

«Ob du Alkohol getrunken hast?»

«Nein, natürlich nicht! Ich sage die Wahrheit.»

«Hm.» Er schreibt noch etwas auf. «Na, da werden wir ja einiges mit dir zu tun bekommen.» Er nimmt den Hörer eines grünen, altmodisch aussehenden Telefons und drückt eine Taste. «Du kannst ihn jetzt holen», sagt er ins Telefon.

Ich springe auf. «Bitte! Sie müssen mir glauben! Bitte lassen Sie mich meine Mutter anrufen. Oder im Internat. Die werden Ihnen sagen, dass ich heute Abend nicht nach Hause gekommen bin. Dass ich vermisst werde.»

Die Tür öffnet sich, und ein kleiner, stämmiger Mann mit einem prallen Kugelbauch tritt ein. Mit einem Satz ist er bei mir und packt mich am Arm.

«Das reicht jetzt. Hier wird nicht rumgeschrien.» Seine Stimme ist leise, aber sie hat einen Unterton, bei dem ich Gänsehaut bekomme. Ich ahne, dass ich ihm lieber folgen sollte, denn die Drohung, die aus seiner Stimme und seinen kleinen schwarzen Augen spricht, ist eindeutig.

Mit festem Griff führt er mich ein paar Türen weiter den Gang hinunter. An einer Tür bleibt er stehen und klopft. Auf das «Herein» öffnet er sie. Es ist ein Behandlungszimmer. Vor einem kleinen Tisch sitzt eine Frau in einem weißen Kittel mit krausen, blonden Haaren und einer Brille. Sie steht auf. «Na endlich.»

Der Kugelbauch drängt sich mit mir in das enge Zimmer und schließt die Tür.

«Ausziehen», befiehlt die Frau.

Ich rühre mich nicht. Das Zimmer ist so eng, dass ich die beiden fast berühre. Zum zweiten Mal an diesem Tag soll ich mich vor fremden Leuten ausziehen. Ich spüre einen Drang, zu schreien, zu heulen, um mich zu schlagen.

«Hol schon mal seine Anstaltskleidung», sagt die Frau zu dem Kugelbauch. Der brummt und verlässt die Kammer.

Ich fange an, meine Sachen auszuziehen, will es hinter mir haben, bevor er wieder zurückkommt.

«Die Unterhose auch», sagt die Frau, als ich die Strümpfe ausgezogen habe und mich aufrichte.

Ich ziehe sie runter und werfe sie auf den Haufen mit meinen Kleidern. Die Frau fängt an, mir Brust und Rücken mit einem Stethoskop abzuhören. Ich schließe die Augen. Dann muss ich mich nach vorne beugen, die Beine spreizen. Danach muss ich mich auf eine Liege setzen, und sie klopft mir auf die Knie. Der Kugelbauch kommt zurück. Er hat einen Stapel Kleidung in der Hand. Seine fiesen Augen gleiten über meinen nackten Körper.

«In Ordnung.» Die Ärztin setzt sich an ihr Tischchen. «Anziehen.»

Der Kugelbauch legt die Sachen auf die Bank. Ich nehme das erste Stück hoch. Es ist ein verwaschen-graues geripptes Baumwollunterhemd. Der Saum ist aufgetrennt, und unter einer Achselöffnung sind zwei kleine Löcher. Darunter liegt eine ebenfalls verwaschene gelbbraune Unterhose. Ich ekle mich vor den Sachen. Das Einzige, was mich dazu bringt, sie anzuziehen, sind die ekelhaften Blicke des Kugelbauchs. Das T-Shirt ist kackbraun und auch löchrig. Es gibt zwei Hosen, eine graue Stoffhose und eine blaue Trainingshose, und beide sehen aus, als wären sie von vor dem Krieg.

«Die da.» Der Kugelbauch weist auf die graue Hose.

Die Beine sind mir etwas zu kurz. Ansonsten passt sie. Ein Kleidungsstück liegt noch auf der Bank. Ich nehme es in die Hand. Es ist ein blaugraues Nachthemd. Ich weiß nicht, was ich damit machen soll.

«Nimm das mit. Auf geht's», sagt der Kugelbauch.

Er führt mich den Gang zurück, die große Treppe hoch in den ersten Stock. Dort öffnet er eine Tür. Dahinter ist es dunkel. Erst nach einigen Augenblicken erkenne ich einen Schlafsaal. Drinnen sechs Doppelbetten, in denen schon Jungen liegen. Der Erzieher weist mir ein leeres unteres Bett in der Nähe der Tür zu.

«Ausziehen, Nachthemd anziehen und schlafen legen.» Er spricht etwas leiser als vorher, obwohl ich sehe, dass

die anderen Jungen noch die Augen offen haben. Alle starren mich an. Niemand sagt etwas. Zum dritten Mal an diesem Albtraumtag ziehe ich mich vor lauter Fremden aus. Ich schlüpfe in das scheußliche Nachthemd und lege mich ins Bett. Der Kugelbauch schließt die Tür.

[...]